

# FRIEDENSPREIS DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

**2004**  
**Péter Esterházy**

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



## Michael Naumann

---

### *Laudatio*

Hier, in diesem Haus, in dem einer Ihrer etwas entfernten Vorfahren, Fürst Schwarzenberg, mit einem genialen diplomatischen Trick vor 155 Jahren das allgemeine Wahlrecht aller Deutschen und Österreicher verhindert hat, erhalten Sie den Friedenspreis. Das ist schön. Aber Sie haben ihn nicht verdient. Erstens herrscht seit 1945 permanent irgendwo auf der Welt Krieg, und zweitens stiften Dichter keinen Frieden. »Esterházy hat ein wunderschönes Werk vorgelegt, jetzt herrscht Frieden.« Das habe ich in keiner Kritik gelesen. Denn Sie sind ein schrecklicher Unruhestifter. Ihre komödiantische Ruhelosigkeit irritiert den Leser. Außerdem sind Sie ein Sprengmeister aller Vergangenheitsformen. Ein Friedensstifter sind Sie nicht. Gott sei Dank.

Frieden herrscht, wo kein Waffenlärm erklingt. Friedlich scheint die Gegend, in der alte Schlösser und Kirchen ganz ungestört im Laufe der Zeit zurück in die Natur dürfen. Wenn aber die Vergangenheit einer Nation planmäßig in eine politisch dekretierte, glänzende Zukunft versickert, wengleich diese immer wieder vertagt wird, wenn ein realsozialistischer Parteisekretär den anderen ablöst wie der milde Herbst den milden Sommer, wenn die Bürger in ihren Nischen sitzen und Kaffee trinken, während die herrschende Friedensmacht genau das betreibt, was sie am besten kann, nämlich ihre Macht im Namen des Friedens zu schützen – dann herrscht eine besondere Art von Frieden. Gäbe es da nicht jene unbotmäßigen Dichter, die behaupten, dass es viele andere Formen des Friedens gibt, zum Beispiel Frieden in Freiheit. Wobei sie zuerst an die Freiheit des Wortes denken, aus der doch alle andere Freiheit aufsteigt.

So einer sind Sie, Péter Esterházy, genauer Péter Graf Esterházy, Freiherr von Galántha, Erbgraf zu Forchtenstein, Herr auf Czákvár und Gesztes. Das darf man ja in diesem Sakralbau des deutschen Republikanismus ja noch sagen. Ein politischer Autor wollten Sie niemals sein. Aber Ihre Texte haben Ihnen nicht gehorcht. Und insofern haben Sie den Preis doch verdient: so wie jene, die Ihnen hier vorangingen, zum Beispiel Manès Sperber, Leszek Kolakowski

oder Václav Havel. Keiner von ihnen hätte sich – wie Sie – eine Laudatio in Form eines Blues auf dem Saxophon gewünscht. Doch Charlie Parker ist tot, Cannonball Adderley leider auch, und – verehrter Preisträger – in der Big Band der deutschen Literaturkritik dürfte ich allenfalls das Mikrophon zur Verfügung stellen.

Ich stehe hier auf Ihren persönlichen Wunsch, wahrscheinlich weil ich – wie Hunderttausende meiner Generation – weiß, wer Hidegkúti war und wer Boszik, von Ferenc Puskás ganz zu schweigen. Und weil ich einmal, ein einziges Mal den Namen »Helmut Rahn« in Ihrer Gegenwart zu nennen wagte, jenen Mann, der in Bern im Jahre 1954 Ungarn ins Unglück stürzte. Da verdunkelte sich Ihr viel beschriebenes Engelsgesicht. Zur Strafe erklärten Sie mir die Eigenschaft des ungarischen Prädikats, das angeblich ängstlich durch die Sätze husche auf der Suche nach der korrekten Vergangenheitsform. Jetzt also sind wir in der Nachspielzeit oder, wie Sie scherzen mögen, in der Nachkriegszeit, in der es immer noch keinen richtigen Frieden auf der Welt gibt, aber viele diesbezügliche Preise.

Als sich vor einem halben Jahrhundert in Los Alamos herausstellte, dass die ungarischen Atomphysiker Leo Szilard, Edward Teller und John von Neumann im selben Kindergarten in Budapest gespielt hatten, untersuchte die CIA angeblich, was es dort wohl zu essen gab. Vielleicht hätten die Agenten einfach nachschauen müssen, was man las, was die klugen Kinder damals in Budapest lasen? Wenn deutsche Verleger verlegen sind, und das sind sie regelmäßig, beauftragen sie ihre Agenten, herauszufinden, welche Romane es in jüngerer Vergangenheit in Ungarn zu lesen gab – und so kommen sie über das nächste Geschäftsjahr.

Sándor Márai, Milán Füst – sie und andere sind gewiss nicht nur die großen Vorläufer der beiden ungarischen Péter unserer Zeit – Esterházy und Nádas. Das Schicksal ihrer Bücher lässt erahnen, dass in 50 Jahren auch ihre Werke irgendwo auf der Welt noch einmal entdeckt werden – als seien sie gerade erst erschienen. Ein tröstlicher Gedanke im Hinblick auf das Urheberrecht. Jeder Dichter will Ewigkeit, jeder ungarische

Dichter kriegt sie garantiert.

So komme ich – unbemerkt, will ich hoffen – auf das zentrale Thema im Werk des Preisträgers: Zeit und Geschichte. Lieber Péter Esterházy, Sie sind in Deutschland. Kleiner machen wir es nicht in einer Preisrede.

Geschichte ist im »alten Europa«, und für dieses Adelsprädikat danken wir dem bald ehemaligen Verteidigungsminister in Washington, Geschichte ist bei uns einfach alles. Besonders aber bei Esterházy. Warum eigentlich? Haben wir mit der Gegenwart nicht schon genug zu tun?

Elias Canetti war es – glaube ich –, der angesichts der überwältigenden Flut von Geschichtsmonographien und historischen Ausstellungen bemerkte, dass ihn dieser gebannte Blick in die Vergangenheit an den Mann erinnere, der von einem Hochhaus in die Tiefe stürzt. Im rasenden Fall sieht er sein ganzes Leben an sich vorüberziehen. Das war eine katastrophische Sicht ganz nebenbei. Der Film »Der Untergang« ist vielleicht darum so populär, weil wir glauben, mit einem Blick auf das Ende der Geschichte ihren Anfang zu verstehen. Das ist ein Irrtum. Geschichte ist kein Kriminalroman.

Für Esterházy beginnt Geschichte, sobald er ein leeres Blatt Papier sieht. Er will Anfänge erzählen, lauter Anfänge. Das Ende hat Zeit. Um zum Ende von Geschichte zu kommen, muss jeder Dichter doppelt so schnell schreiben, wie er kann.

Lewis Carroll, den Péter Esterházy in dieser Unmöglichkeit sofort erkannt hat, brachte eine logische Variante von Zeit ins Spiel. Als seine Alice dem bekannt verrückten Hasen folgt, fällt sie in ein tiefes Loch – Thomas Mann würde sagen: in einen dunklen Brunnen der Vergangenheit –, und der Sturz will nicht enden. »Entweder«, denkt Alice, »das Loch ist sehr tief oder ich falle sehr langsam.« Diese aparte Hypothese wollen wir anerkennen als das Esterházy-Theorem (er ist schließlich Mathematiker und kennt sich aus). So nähern wir uns dem Kern seines Werkes und seines durchaus sportlichen Genies: Unter den Dichtern unserer Zeit ist er der akrobatische Turmspringer hinab in das tiefe Wasser der Vergessenheit. Er ist ein Experte des langsamen Sturzes. Es stimmt, das ist, mit Péter Esterházy gesprochen, »schlechter Deutsch«; denn in Wirklichkeit geht der Autor in die Bibliotheken und Archive, die von Budapest oder Berlin oder Hamburg, immer auf der Suche nach einer passenden Zitatblüte, die sich einpflanzen ließe in den labyrinthischen Park seines ruhig anwachsenden Werkes.

Esterházy-Kenner behaupten, dass so eine »autonome Schreibweise« entstanden sei, die so genannte Esterházy-Sprache, aber ich glaube, dass dies einfach ungarisch ist. Auch wird der Dichter von seinen Kritikern in den philologischen Interpretationskäfig gesperrt, wo er dreimal täglich mit Borges-, Derrida- und Wittgenstein-Zitaten gefüttert wird, bis er zahm ist und zustimmt, Gegenstand von Dissertationen zu werden. Als Belohnung gibt es Roland Barthes zum Dessert.

Das Dissertationsthema könnte lauten: »Textuelle Rückbezüglichkeiten im Werk von Péter Esterházy«, oder: »Wie schafft der Mann es nur, eine Familie zu haben, Bücher zu schreiben und permanent zu lesen?«

Ich selbst erlaube mir angesichts des Esterházy-Gartens mit seinen unterschiedlichen Textrabatten, seinen literarischen Rosenbeeten und dunklen Irr- und Nebenwegen, auf einen älteren Vater hinzuweisen in dieser vatergebannten Esterházy-Welt: Ich meine Daidalos, den Vater des unglückseligen Ikaros, von dem es heißt, er habe das erste Labyrinth der Welt angelegt. Und sollte der verehrte Preisträger hier eine unziemliche kritische Anmerkung zu erkennen glauben, so stehe ich nicht an, mich zum Sohn Ikaros zu bekennen – besser, im Höhenflug abzustürzen, als den Rest des Lebens zu Fuß herumzuirren.

Die abgesunkenen Schätze der Vergangenheit, die Péter Esterházy an die Oberfläche bringt, hat er zum Mythos seiner Familie, seines Landes und zum Jahrhundert des Verrats mit allen seminarfüllenden Methoden und Schreibstilen der modernen Schriftstellerei poetisch verdichtet: Collage, Zitat, Bricolage von Sage und Folklore, vor allem jedoch hyperbolische Satire, die noch jedem tragischen Moment – von der Hinrichtung eines seiner Vorfahren bis zum grotesken Gespräch Kaiser Wilhelms mit dem Urgroßvater und Ministerpräsidenten Esterházy im Jahre 1917 – einen lachhaften Wahnsinn unterlegt. Den erkennen wir heute als politischen Kammerton des tribalistischen Europas im 19. und 20. Jahrhundert. Ihn so genau vorzuführen, dass jedes Originalzitat wie seine eigene Parodie klingt, ist das große satirische Talent des Autors. Mit ihm hat er den familienzerstörenden Kräften des Totalitarismus ein gebührendes Denkmal gesetzt. Und insofern verbirgt sich hinter jeder scheinbaren parodistischen Fröhlichkeit des Autors angesichts historisch-politischer Absurditäten jener abgrundtiefe Kummer, der alle großen Satiriker auszeichnet und der jedem wahren Konservatismus zueigen ist.

Péter Esterházy kann alles, außer lügen. Dabei gibt er sich ziemlich große Mühe. »Es ist elend schwer zu lügen, wenn man die Wahrheit nicht kennt«, lautet der erste Satz seines Opus magnum »Harmonia Cælestis«. Aus dieser Schwierigkeit des Erzählers entstand ursprünglich, also vor Tausenden von Jahren, der Mythos – was ja nicht nur Legende, Fabel oder Geschichte, sondern auch »Lüge« bedeutet. »Dichter«, sagt Harold Brodkey, »sind Lügner«, aber sie lügen sich die Wahrheit zusammen – im Falle Esterházy diejenige seiner weit verzweigten Familie, die mit Ungarns Geschichte gleichzusetzen geradezu unvermeidlich ist. Von Europas Musikgeschichte ganz zu schweigen. Ewigen Dank dem Arbeitgeber Joseph Haydns! Viel ist geschrieben worden über Esterházy Kunstgriff, jeden – oder fast jeden – männlichen Vorfahren als »Meinvater«, zusammengeschrieben, zu bezeichnen. Es ist aber ein biblisch alter Kunstgriff, mit dem in der Antike die Sinn und Legitimität vermittelnde Herrschaft und Herkunft von Städten und ihren Herrschern hergestellt wurde: Immer höher wurden die Lebensjahre der königlichen Vorfahren, von 80 zu 100, von 100 bis zu 800 Jahre wurden sie angeblich alt, bis schließlich die genealogische Kette der direkten Herkunft aus dem heroischen Kreis der göttlichen Weltenschöpfer feststand: Übersichtlich wurde so der Stammbaum der Pharaonen und Städtegründer, kompakt und eindringlich der Mythos der Einzigartigkeit. Mehr als 300 Städte rings ums Mittelmeer führten ihren Ursprung auf die Gründung durch Herkules zurück.

»Und die Herrlichkeit meines Vaters war für die Söhne anzusehen wie ein verzehrendes Feuer auf dem Gipfel des Berges«, heißt es im 236. Satz von »Harmonia Cælestis« – augenzwinkernd zitiert es der Dichter, aber ernst meint er es auch. »Mit Verlaub«, sagt Péter Esterházy, »wir sind immerhin die einzigen, die von den Nomadenvölkern übrig geblieben sind.« Da ist es umso wichtiger, Stammbäume zu hegen und zu pflegen: In ihren Zweigen scheint die Ordnung der Welt aufgehoben – wie sie hätte sein können, hätten die revolutionären Rodungsaktionen des 20. Jahrhunderts nicht alle Stammbäume gefällt. Der Dichter stellt sie wieder auf.

Unser erstes Wissen von der Ordnung der Welt entstammt, historisch betrachtet, kompakten Primärerfahrungen vom Kosmos, die im Mythos zur Sprache kamen. Stets kreisten sie um Fragen des Ursprungs, des Weltenanfanges und der menschlichen Herkunft. [Der österreichisch-

amerikanische Philosoph Eric Voegelin – die Nationalität erwähne ich aus Gründen der österreichisch-ungarischen Nachbarschaftspflege – hat unter den antiken Mythen einen Spekulations-Typus isoliert, der der pragmatischen Geschichte einer Gesellschaft einen sinnvollen Anfang gibt, »indem er sie mythisierend nach rückwärts bis in das Geschehen des Kosmos extrapoliert.«.]

Betrachten wir hingegen die Geschichtsspekulationen der totalitären Ideologien und Staaten des 20. Jahrhunderts, so entdecken wir, dass ihre religiöse Anziehungskraft auf die Massen aus einer ähnlichen Sinn suchenden Bewegung stammt. Nur dass jene Ideologien ihr Kraftzentrum nicht mehr in den Erfahrungen von Vergangenheit, sondern im Heilsversprechen einer besseren Zukunft vermuteten. Bedauerlicherweise ist aber Zukunft ein erfahrungsleerer Raum. Eine Nation einzuschwören auf Zukunft allein bedarf darum außerordentlicher polizeilicher Anstrengungen, die wir längst beim Namen zu nennen gelernt haben: Propaganda, Lüge und Terror, in dieser Reihenfolge. Sie sind die totalstaatliche Praxis angewandter politischer Utopie. Sagen wir es so: In Europas Konzentrationslagern und Gefängnissen, im Gulag saßen die Zweifler, die Menschen der Vergangenheit, bewacht und ermordet von den bewaffneten Utopisten der Zukunft, sei sie rassistisch oder als klassenloses Reich der Freiheit definiert. Jahrzehntlang lebten die Ungarn in diesem geisteswiderwärtigen Milieu, das auch die vergleichsweise milden Jahre des Kadar'schen Gulaschkommunismus kontaminierte. Deutschlands historische Vergangenheit ist zumindest in Ungarn nicht vergessen und sollte auch hier erinnert werden.

Nun ist Péter Esterházy bei Gelegenheit unterstellt worden, kein aktiver Dissident, kein politischer Autor gewesen zu sein. Das ist falsch. Wir verstünden die innere Widerstandskraft seines gesamten Werkes nicht, noch den Motor seiner überschäumenden ironischen und satirischen Kraft, wollten wir vergessen, dass dieses Werk im Schatten einer politischen Ideologie entstand, die Dichtung als politisches Instrument an die Ketten zu legen versuchte. Warum? Nun, »das richtige Bewusstsein«, hatte Karl Marx einst an Ruge geschrieben, »ist eine Sache, die die Welt sich aneignen muss, auch wenn sie nicht will«. Das klappte aber nicht. »Meine Haltung«, sagt Esterházy, »war einfach eine sprachkritische Haltung ... Letztendlich ging unsere so genannte Revolte um das Lachen. Für eine Diktatur ist es

schon schwierig genug, wenn man über sie lacht. Wenn man aber in einer Diktatur lacht, ist das für die Herrschenden lebensgefährlich.«

Esterházy's Bücher sind, mit wenigen Ausnahmen, poetische Gesten des Widerstands gegen die Zumutungen einer zukunftsgebannten Ideologie. Seine schriftstellerische Methode ist die Erinnerung. Erinnern kann das Bewusstsein nur seine eigenen Erfahrungen. So kommt es zu sich selbst. Die Qualität seiner Erfahrungen und ihrer literarischen Ausdifferenzierung im Wort bestimmt die Offenheit und Höhe des Bewusstseins. Die nächstliegende Form des Bewusstseins aber ist die der eigenen Kindheit und ihrer Welt: Hier hat unser Bewusstsein von Zeit ihren Ursprung, und hier setzt Esterházy an.

Er sucht eine Kernfrage der Aufklärung – »Wer bin ich?« – mit der im doppelten Sinn klassischen, wenn nicht konservativen Frage »Wo komme ich her?« zu beantworten. In ihr steckt kein dynastischer Hochmut, kein kleiner Adelsstolz, sondern das Risiko der riesengroßen Enttäuschung, aber auch die permanente Anstrengung von Erinnerung. In seinen Worten: »Als ich meine Familie erblickte, sah ich, dass sie groß war. Groß und reich und mit vielen Varianten versehen. Esterházy je nach Geschmack, extra large oder Achtrippige oder Geflügelte, Realisten, Demokraten, Patrioten, Landesverräter. Das hat so zu sein, dachte ich. Aber ich habe mich getäuscht. Heute kann ich glasklar erkennen, dass jeder Esterházy vom Scheitel bis zur Sohle ein außerordentlicher Mann ist.« Das sagt er lächelnd, weil er auf die Intelligenz seiner Leser baut. Dass es auch Frauen unter den Esterházy's gab, und zwar nicht minder außerordentliche Mütter, Tanten und Großmütter, Schwestern von bewegendem Gleichmut angesichts der Leidenschaften im männlichen Familienzweig – diesen Sachverhalt hat der Autor, Sohn, Enkel und Ur-ur-enkel ausgelagert in ein Buch namens »Frauen«. Alles in allem ist es eine Art unlösbares Kreuzworträtsel der Geschlechter, dessen fröhliche erotische Anschaulichkeit in keinem Verhältnis steht zu der nicht so fröhlichen Männerweisheit eines Ray Charles: »Born to lose, I've lived my life in vain.«

Die Esterházy's also: Kaum geboren, wurde Péter 1951 mitsamt Familie um Besitz und Rang bestohlen, auf ein Dorf in der Puszta verbannt, zwischen Melonenfelder und Bohnenzüchter. Der einzige bewaffnete, heroische Volksaufstand im Jahre 1956 stürzte das Land vollends in Kummer, Anpassung und Melancholie.

Zurück in Budapest, schrieb der studierte Mathematiker seine ersten Novellen – unter ihnen »Fancsikó und Pinta« – eine zarte Erinnerung an zwei unernste imaginäre Kindheitsfreunde, zwei ironische Schattenfiguren, die wie akustische Halluzinationen durch das staatlich reduzierte Familienleben geistern.

Andere Texte folgten, Romane und Essays, zum Teil noch nicht ins Deutsche übersetzt, und sie alle gehorchen den Gesetzen des gelesenen Lebens: Frei, so scheinen sie zu sagen, ist der Mensch vor allem und zuerst in seiner eigenen Sprache, und wo sie – traditionsgebunden, wie sie ist –, in der Schrift ihre Grenzen setzt, bricht der Autor mit narrativen Traditionen, im Namen der viel größeren europäischen Tradition – des ironischen Selbstzweifels. Esterházy zu lesen bedeutet, in ein System der romaninternen Lauschanlagen einzudringen, in dem jedes Wort, jeder Satz den anderen abhört, um ihn bei nächster Gelegenheit mit Witz zu dementieren.

Nach den »Hilfsverben des Herzens« und einer literarischen Verbeugung vor Bohumil Hrabal, nach »Donau abwärts« und anderen Texten folgt nach neunjähriger Arbeit »Harmonia Cælestis«: Fast ein halbes Jahrtausend Esterházy im ersten Teil, ein halbes Jahrtausend ungarischer, österreichischer, tschechischer – also mitteleuropäischer Geschichte. Die Hunnen kommen und gehen, die Türken auch, dann die Deutschen, die Russen, nur die Esterházy's bleiben, ein Vater folgt dem anderen, nur eines ist nicht linear: die Erzählung selbst. Wie denn auch? Der Vater, dieses heilige Wort, bleibt gleichsam unsterblich im Roman stehen, ein Esterházy'scher Seinsgrund, der unbewegte Bewegter, die Ursache von allem, mal alt, mal jung, mal verliebt, mal betrunken, ziemlich oft betrunken, mal kriegerisch, mal flüchtig, mal großzügig, dann wieder tückisch, mal blind, mal visionär, mal goldbevlüest, dann Geheimer Rat, und schließlich stellt sich der Sohn die ironische Frage: »Was ist der Unterschied zwischen meinem Vater und Gott? Der Unterschied ist klar zu erkennen: Gott ist überall da, während mein Vater überall ist, nur nicht da.«

Während Europas aufgeklärte Theologen sich auf einen deus absconditus geeinigt haben, entdeckt der Dichter in den Sedimenten seiner Familienhistorie einen pater absconditus und erfindet ihn einfach neu auf 371 Seiten. Er verleiht ihm als teleskopisch erfasster Gesamtfigur ewiges Heimatrecht in der Literatur. Wäre er selbst ein paar Jahrhunderte früher geboren, also auch ein Meinvater seines eigenen



Romanprojekts, so hätte er Joseph Haydn ein paar Noten vorpfeifen und sagen können: »Machen Sie was draus, Haydn.«

Doch in Wirklichkeit setzte er sich 1991 in ein Zimmer in Budapest, zerlegte seine Familiengeschichte in tausend kaleidoskopische Geschichten, Splitter und fügte sie wieder zusammen. Als er neun Jahre später herauskam, hatte er graue Haare, schöne graue Haare, und – so behauptet er – die Gicht. Er alterte also, während sein Geschöpf »Vater« gleich Alice in den endlos tiefen Hasenbau des Romans fiel und die Zeit stehen blieb in poetischer Gegenwart. In der Schweizer Uhrmachersprache würde man dies alles als »Grand Complication« bezeichnen, als chronometrischen Irrwitz, in dem der Mondaufgang auf Jahrhunderte hinweg genauer erfasst ist, als der Mond uns Sterblichen jemals unter Beweis stellen könnte.

Tschou En-lai, der auch in Deutschland war, aber keinen Friedenspreis erhielt, wurde einmal befragt, was er von der Französischen Revolution halte. Er soll geantwortet haben, dass es noch zu früh sei, dieses zu beurteilen. Ich erwähne das nur, weil im ersten Drittel von Esterházy's Familiensaga, der wahrscheinlich allerletzten des 20. Jahrhunderts, bis zur Mitte des Romans überhaupt kein Revolutionär auftaucht. Ihre Zeit im Roman kommt jedoch noch – wenngleich auch nur als Widerspiel einer abgesunkenen Aristokratie im Schatten des herrschenden Spießbürgertums. Dieses hat sich dann der Hof-Sitten des Adels bemächtigt und ist auf die Jagd gegangen. Seine Ziele waren Hasen, Bären und Hirsche, aber auch imaginierte Adelsverschwörungen und Sympathisanten des Aufstands von 1956. Das Kádár-Ungarn als politisch-historische Folie der gedemütigten Esterházy-Geschichte – hier begegnet uns die stickige Luft des Systems, das wir, sofern wir es nicht selbst ertrugen, aus den Werken von Herta Müller, Monika Maron oder von Hans Joachim Schädlich, Erich Loest, Jürgen Fuchs und natürlich auch aus den Texten der ungarischen, tschechischen, der kroatischen, serbischen oder polnischen Freunde Esterházy's kennen, der Kertesz, Nadas, Konrads, Kraznahorkais, der Eörsis, Kratochvils und Stasiuks und vieler anderer.

Viel ist geschrieben worden über seine Vatersuche und Vaterliebe, über Vaterverdammung, über Esterházy's liebevolle Befreiungsschläge gegen den permanenten Ansturm der Vatergestalten seiner Familie; der Hinweis auf Ödipus konnte nicht ausbleiben; Sigmund Freud

wurde natürlich bemüht. Das Problem der heute 50- bis 60-jährigen Europäer war ja nicht, dass sie in einer vaterlosen Gesellschaft aufwuchsen, wie es hieß, sondern im Gegenteil, dass sie besondere Väter hatten, zumal hierzulande, aber auch in Ungarn, denen jahrelang die klassische Frage gestellt wurde, die sie ungerne, wenn überhaupt, beantworteten: »What did you do in the war, Daddy?«

Der Krieg, der europäische Weltkrieg, der 1914 begann und 1945 offiziell aufhörte, ging still in den Familien weiter. Die großen und kleinen Vaterrollen wurden interpretiert und umverteilt. Angenehmer wurde es nicht für die überlebenden Söhne.

Esterházy ist, wie jeder Satiriker, ein konservativer Mensch. Er hasst Gewalt. Es gab eine Zeit, da in Deutschlands Soziologie-Seminaren noch jeder nationale oder lokale Aufstand als »gesellschaftliche Kommunikationsform« interpretiert wurde, mit der ein theorie- und sprachloser Mob seine Ansprüche gegen den Rest der Welt mittels Brandstiftungen und Plünderungen anmelden durfte: »Progressive Gewalt« galt als durchaus legitime Methode gesellschaftlichen Wandels. Man hatte seinen Pasternak gelesen, der die russische Revolution von 1905 glutvoll schilderte: »Gestern habe ich die nächtliche Versammlung beobachtet. Ein erstaunliches Beispiel. Mütterchen Russland hatte sich in Bewegung gesetzt. Es kann nicht stehen bleiben, es kann nicht genug gehen und reden. Sterne und Bäume versammeln sich, nächtliche Blumen philosophieren, und steinerne Gebäude halten Zusammenkünfte ab.«

Die Revolution als Naturereignis von lyrischer Kraft. Man kann es aber auch wie Péter Esterházy betrachten. Ungarn 1919, die Räterepublik etabliert sich auf dem Schlosshof; die Esterházy's werden zum ersten Mal enteignet. Der Diener kommt: »Eure Exzellenz, ich würde es so sagen, bitte schön, die Kommunisten sind hier.« Dann wurden die Schlossmöbel verbrannt und die schönen Bilder im Auftrag des jungen Kulturpolitikers Georg Lukačs konfisziert.

Wer, wie dieser Redner, keinen Vater mehr hat, konnte sich nach 1945 in Deutschland einen politisch-ethisch einwandfreien Erzeuger imaginieren – in einer Nation, deren moralische Niederlage alles übertraf, was Geschichte bislang vermerkt hatte. Wer aber, wie Péter Esterházy, auf eine unendliche Reihe illustrier Väter zurückschauen konnte, hatte die freie Wahl, sich ein Dutzend Väter Vorbilder auszusuchen – bis er doch zurückgreifen musste auf

den einen, den unmittelbar präsenten Vater, Mátyás Esterházy.

»Harmonia Cælestis« stellt im Zweiten Buch eine liebende, streitende, verzweifelte Familie in allen Phasen des sozialen Abstiegs, der seelischen und geistigen Nöte vor. Denunziationen, Verrat, die alltäglichen Gemeinheiten Ungarns auf dem Holzweg in die sozialistische Zukunft durchziehen die Texte, und sarkastisch wirkt der Trost einer Tante Esterházy, die dem Autor sagt: »Dein Großvater wurde sehr nett und menschlich, sobald er alles verloren hatte.« Der Vater hingegen wurde eines Tages abgeholt von den neuen Machthabern, wurde »geohrfeigt wie ein Kind, geprügelt wie ein Pferd; in ihrer ersten Not schlugen sie ihn auf die Nieren, dann systematisch den Körper, und besonders die Fußsohlen«. Das muss 1957 gewesen sein, ein Jahr nach dem Aufstand.

Danach wurde Mátyás Esterházy Spitzel des ungarischen Geheimdienstes, erst Mitarbeiter, dann Agent der berüchtigten »Abteilung III/III«. Hauptberuflich übersetzte er deutsche und französische Literatur; sein Sohn widmet ihm die letzten Zeilen seines großen Romans: »Mein Vater sitzt schon an der Hermes Baby«, einer Reiseschreibmaschine, »die ununterbrochen rattert, wie eine Maschinenpistole, er schlägt, er drischt auf sie ein, die Wörter fließen, fließen nur so aus ihr heraus, fallen aufs weiße Papier, Wörter, mit denen er nichts, aber auch gar nichts zu schaffen hat, niemals hatte und auch niemals haben wird.« Als der Autor dies schrieb, kannte er die ganze Wahrheit noch nicht.

Am 15. Januar 2000 notierte der Autor in seinem Tagebuch »Jetzt fertig«, nach neunjähriger Arbeit am Manuskript von »Harmonia Cælestis«. Kurz darauf erhielt er erstmals einen bestürzenden Einblick in die ungarischen Stasi-Dossiers seines Vaters. Die Entdeckung der Spitzeleien von Mátyás Esterházy für ein verachtetes, ja bisweilen mörderisches System, ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da eben jenem Vater ein monumentales Denkmal der Zuneigung, der Liebe, aber auch der Skepsis und des Zorns zgedacht wurde, stellte alles in Frage: jene Liebe, die Wahrheit des Romans, ja, unsere Vorstellung von Literatur und selbst die von Geschichte. Den Autor stellte die Entdeckung auf eine Probe sondergleichen: Als moderner Mythopoet hatte er die Geschichte seiner Familie verdichtet und ironisch überhöht. Als liebevoller Sohn hatte er das Bild eines Vaters gezeichnet, der zum Opfer eines repressiven Systems geworden war. Nun stellte

sich heraus, dass die politische Realität sein eigenes Leben, das seines Vaters und womöglich auch das Leben seines Romans vergiftet hatte.

Die Stasi-Berichte von Mátyás Esterházy sind von geradezu dröhnender Bedeutungslosigkeit. Jahrzehnte absolut nichtiger kleinteiliger Denunziationen zeugten allerdings von einer übernatürlichen Allgegenwart des ungarischen Geheimdienstes; am Ende bespitzelten die Agenten einander und verfassten Dossiers über sich selbst. Man kann heute sagen, das System erstickte an der eigenen steindummen Idiotie der bürokratisierten Heilserwartung.

Péter Esterházy hätte schweigen können – und wäre so selbst ein Schuldiger jener Geheimkultur geworden, jener Mentalität, die überall eine zweite Wirklichkeit mitdenkt und zugleich vertuscht. Oder er hätte sein Buch zurückziehen können in einer tragischen Geste des Verzichts. Aber das wäre der letzte und womöglich größte Sieg des kommunistischen Ungarn über die Freiheit der Dichtung gewesen.

So blieb nur ein Ausweg offen – der Ausweg in die Wahrheit. In einer der schmerzhaftesten Übungen zeitgenössischer Literatur vertiefte sich der Autor in die Dossiers seines Vaters, in denen er selbst auch vorkommt, und legte eine »Verbesserte Ausgabe« von »Harmonia Cælestis« vor. Es ist ein bewegendes Buch über den Verlust der Heiterkeit, des Sprachwitzes angesichts der brachialen Humorlosigkeit einer auf Angst und Verrat gegründeten Einparteiensherrschaft.

Zugleich entpuppte sich die Prosa der Geheimdienste als ästhetisches Kontrastprogramm zur Schönheit der modernen Literatur. Wenn es denn einen Begriff des Hässlichen in ästhetischer und ethischer Bedeutung des Wortes gibt, dann wird er in der »Verbesserten Auflage« vorgestellt. »Hässlichkeit« im Politischen reimt sich auf »Verlässlichkeit«. Mátyás Esterházy war verlässlich.

Dass wir für immer in trostlosen Zeiten leben müssen, hatte Esterházy so nie geglaubt. Dass aus der Schönheit, dem Witz, der Ernsthaftigkeit des literarischen Komödiantentums Trost erwachse, scheint zumindest für mich sein dichterisches Programm. Und es wurde angesichts der väterlichen Geheimdienst dossiers nicht aufgehoben, sondern aufs schwierigste legitimiert. Noch einmal blieb die Zeit stehen, schien Geschichte einzufrieren in der Lektüre des Verrats. Mit dieser Erfahrung umzugehen, ohne zu verzweifeln, ist eine besondere Leistung des Preisträgers.

In Ungarn, in Polen und natürlich auch in Deutschland werden Sinn und Zweck der Stasi-Unterlagen-Behörden diskutiert. Die Schlussstrich-Debatte hat in Deutschland eine lange Tradition. Sie entstammt dem natürlichen Bedürfnis der Menschen nach Ruhe, vielleicht aber auch der Enttäuschung darüber, dass noch dem geringsten Sinn von Geschichte ein ganz anderer unterliegen könnte: nämlich die Ahnung, dass Machterhalt die schwärzeste Bösartigkeit im Menschen mobilisieren kann. Diese Ahnung zu unterdrücken diene indes nur jenen, die sich als Denunzianten schuldig gemacht haben, nicht aber ihren Opfern – und das waren nicht nur die Bespitzelten selbst, sondern auch ihre Familien und Freunde, die Mehrheit also in all jenen stasi-beherrschten Gesellschaften Europas.

Diese Wahrheit zur Sprache gebracht zu haben, ist das moralische Verdienst Esterházy's. Hinter dem Witz, hinter der prachtvollen Wortmächtigkeit seines Werkes steht ein Schriftsteller, dessen dichterisches Geheimnis in einer besonderen Erfahrung beschlossen ist – dass alle literarischen Versuche, Geschichten zu erzählen, irgendwann zurückführen auf die Geschichte selbst. Und die ist, nehmt alles nur in allem, von Jahrhundert zu Jahrhundert von einer Vater- zur nächsten Vatergeneration Europas immer düsterer, dunkler und ernster geworden, bis sie zuletzt auch den Ausweg in das Gelächter verschloss. Dass wir aber selbst darüber nicht schweigen, sondern sprechen und zumindest lächeln können, dieses rettende Paradox verdanken wir den Dichtern.

Jetzt also – der Friedenspreis. Und weil dieser Frieden zumindest auch der Verständnis stiftenden Kunst Ihrer begnadeten Übersetzerinnen und Übersetzer zu verdanken ist, will ich nicht nur Ihnen, sondern allen jenen gratulieren, die Ihr Werk aus dem Luxusquartier der ungarischen Sprache entführt haben in die Weltliteratur unserer Zeit, also den Dolmetschern Ihres Witzes, den Lektoren und Verlegern, den Herstellern und Verlagsvertretern, den Buchhändlern und natürlich auch und vor allem – den Lesern. Sie alle aber verbeugen sich mit Ihnen, meine Damen und Herren, und mit mir dankbar vor Péter Esterházy.

Als der deutsche Filmregisseur Fritz Lang nach seiner Emigration aus Deutschland in Hollywood angekommen war, traf er eines Abends in einer Bar einige seiner ungarischen Filmfreunde aus Berlin, unter ihnen der großartige Mihaly Kertesz alias Michael Curtis, der später »Casablanca« schaffen sollte. Die Freunde

sprachen ungarisch miteinander, was sonst? Fritz Lang neigte sich zu ihnen und sagte: »Verdammt noch mal, wir sind in Amerika. Sprecht deutsch!« Péter Esterházy, davon gehe ich aus, wird sich wahrscheinlich an diese Bitte halten. Aber sicher bin ich nicht.



## Péter Esterházy

---

### *Dankesrede*

Ein jeder Festredner ist schrecklich, so werde ich beginnen. Sagte Kornél Esti. In diesem Sommer ist ein Buch von Dezső Kosztolányi mit dem Titel »Ein Held seiner Zeit, Die Bekenntnisse des Kornél Esti« in der Übersetzung von Christina Viragh bei Rowohlt Berlin erschienen (übrigens mit einem ganz hervorragenden Nachwort).

*Die Hälfte meines Lebens war schon vorbei, als mir an einem windigen Frühlingstag Kornél Esti in den Sinn kam. Ich werde eine Festrede halten, drohte er. Oh, nein, nur das nicht, rief ich. Estis altmodisch gelb-dünnen Krawatten und seine krud-grünen Wortspiele waren mir verleidet. Ich fand seine krampfhaft Originalität ermüdend. Fortwährend verwickelte er mich in irgendwelche Skandale. Zum Beispiel riß er beim Spazieren, während wir nebeneinander hergingen, unvermittelt ein Küchenmesser aus der Innentasche seines Jacketts und begann es zur Verblüffung der Passanten am Randstein zu wetzen. Oder er wandte sich sehr höflich an einen armen Blinden, er möge ihm doch das Staubkorn entfernen, das ihm eben ins Auge geflogen sei.*

Meine Damen und Herren. Ja, ich werde doch lieber so beginnen, das ist nicht *wirklich* überraschend, entspricht aber der Tradition und ist daher durchaus zu schätzen, eine schwungvolle, klare, feste, geometrische Konstruktion, Euklid, klassische griechische Proportionen ... wobei ... apropos Griechen ..., meine Damen, meine Herren, aber wo bleiben meine Hermaphroditen?

Meine Damen und Herren, liebe Hermaphroditen! Nein, das lieber doch nicht. Das gäbe vielleicht ein bisschen Gelächter, aber das darf mich nicht verführen ... Meinen grenzenlosen Humanismus muss ich irgendwie auf andere Art zum Ausdruck bringen ... Dann soll es zumindest um Magnifizenzen gehen. Und um Exzellenzen. Wann je werde ich wieder die Gelegenheit haben, sagen zu können: Werte Festgemeinde, Magnifizenzen, Exzellenzen!

Dieser Satz spiegelt die Wirklichkeit, was meinen Sätzen nicht oft widerfährt.

Im Zusammenhang mit dieser Spiegelung wüsste ich natürlich gern, ob denn Exzellenzen zugegen sein werden, ob sie zugegen sind. Mich dünkt, Botschafter sind von Haus aus Exzellenzen. Nur sind natürlich nicht immer alle Botschafter in der Paulskirche. Wie interessant!, mir, meinen Sätzen, hilft es, wenn möglichst viele Botschafter zugegen sind, denn umso wahrhaftiger sind dann die Sätze, bei Susan Sontag fand das Gegenteil statt, in ihrem Text war ein Botschafter zugegen, der nicht zugegen war. Denn einer Festrede tut es gut, auf jemanden wütend zu sein. Da steht dann der Mensch des Geistes mit gezücktem Schwert. Auf ungarische Botschafter wütend zu sein, ist komplizierter. Kis ország, nagykövet\*, das ist ein unübersetzbares Wortspiel, aber viel haben Sie dabei nicht versäumt.

Als ich von diesem Preis erfuhr, fiel mir nacheinander Folgendes ein: 1. das Krawattenproblem, 2. gelobte ich mir, a) was Kant über den ewigen Frieden geschrieben hat, nicht zu lesen, nein, sagen wir lieber: nicht wieder zu lesen, und b), für den Fall, dass ich es wage, das Wort Keule unbedingt in der Rede unterzubringen.

Und außerdem: Soll ich bei diesem Punkt einen Ehrlichkeitsanfall bekommen? Das wäre äußerst menschlich! Der Ästhetik aber nicht unbedingt förderlich.

Was mir sonst noch gleich eingefallen war, werde ich nicht zugeben, nämlich die Verpflichtung, mich als frischgebackener Friedenspreisträger über alle gegenwärtigen Kriege auf unserem Planeten augenblicklich zu informieren. Welche aktuellen Kriege gerade stattfinden, welche Meinung ich jeweils von ihnen habe. Darüber wird man besser schweigen. »Seit Ewigkeiten bewundere ich Amerika und bin gegen den Krieg im Irak.«

Als ich die Liste der bisherigen Preisträger sah – ich sage es am einfachsten, wie es war – bekam

ich plötzlich keine Luft mehr. Mir war, wie einst, als mich mein deutscher Gastgeber abends immer fragte: *Na, junger Mann, erzählen Sie mir, was Sie heute 1. in menschlicher, 2. in literarischer, 3. in philosophischer Hinsicht erfahren haben.*

Diese Protestanten sind dermaßen ernsthaft, und unablässig denken sie nach, seufzte Kornél Esti.

Mit der Ernsthaftigkeit der Liste konnte ich nichts anfangen, weil ich im ersten Augenblick dachte, etwas mit der eigenen Ernsthaftigkeit anfangen zu müssen. Mit meiner Krawatte oder mit der fehlenden Krawatte. Im Traum stand ich in der Paulskirche, und oh Entsetzen, ich hatte keine Krawatte an und so weiter. Damit wären wir nicht nur gleich im dichten dunklen Wald von Dichtung und Wahrheit, zu beobachten wäre zudem, dass die Tradition nicht etwas von vornherein Bestimmtes ist, sondern nur Interpretation. Denn wo könnte man schon ohne Krawatte eine Rede halten, wenn nicht an dem Ort, der lange die Barfüßer-Kirche genannt wurde. Das heißt, die Fragen nach dem Stil verdecken sozusagen die Sache selbst. Und bedenken wir doch, wie es bei dem Dichter heißt: Das Fehlen Gottes ist gottesförmig, das Fehlen des Vaters vaterförmig – und auch die fehlende Krawatte ist krawattenförmig, nur drückt sie weniger.

Deutsche Preisverleihungen führen die Preisträger in Versuchung, sich selbst so zu sehen, wie sie in der Preisbegründung beschrieben werden. Sag nur, mein lieber guter Vater, sagt mir neulich mein 17-jähriger Sohn, na so was!, hast du wirklich *nicht nur deine Heimat (Ungarn) in der Mitte Europas, sondern Europa in der Mitte der Literatur neu situiert?* Er spricht mit mir wie ein strenger Vater. Schon gut, sagt er, aber das soll nicht noch einmal vorkommen, ich will nicht wieder hören, dass *du der europäischen Depression einen Kontrapunkt gesetzt hast.* Jawohl, flüstere ich verschüchtert. Söhne können sehr streng sein. Sie wissen viel, und das wissen sie, und vieles wissen sie nicht, und das wissen sie noch nicht. Ich mag die Strenge an meinem Sohn, aber manchmal hätte ich es gern, sehr gern sogar, wenn er schweigen würde. *Si tacuisses philosophus mansisses.* Einmal hörte er, noch als Kind, Lateinisch sei eine tote Sprache, und er trauerte richtig um sie: Ist sie gestorben?! Die Arme. Dann fügte er kühl hinzu: Tote Sprachen lernen wir nicht, Papa, ok? Und: Teik it ihsi, deddy.

Als ich mich vor etwa 30 Jahren in der ungarischen Literatur umschaute, und damals war es unmöglich, sich nicht zugleich auch in der Diktatur umzuschauen, da war gar nichts *ihsi*. Ich sah entsetzlich viel Ernst, die Ernsthaftigkeit der Macht, verlogen bis ins Mark hinein, und es gab eine ehrenwerte ungarische Literaturtradition, die in erster Linie sich selbst ernst nahm, indem sie ihre eigenen moralischen Aufgaben ernst nahm, weil man sie in einer Diktatur vielleicht überhaupt nicht ernst nehmen kann – jedenfalls hatte ich nicht den Eindruck, dass dieser Ernst meiner Veranlagung entsprechen würde.

In dieser vielfachen Ernsthaftigkeit war es nicht schwer, unernst, und zwar auf eine konstruktive Art unernst zu sein. Eigentlich ist es einfach, über eine Diktatur zu lachen. Moralisch gesehen ist das trivial, wir sind die Guten, sie die Bösen. Vom Schriftstellerischen her – da gibt es schon ein Stück Arbeit, die vor allem daraus besteht, das Selbstmitleid zu vermeiden. Aber letzten Endes ist die Sache einfach, weil wir über den *anderen* lachen. Und damals, Mitte der 70er Jahre, war das Lachen etwas Seltenes; damals lachte kaum jemand.

Das Lob der Faulheit und Liederlichkeit, jauchzte Esti. Gäbe es doch einen echten, guten, liederlichen Schriftsteller. Nur sind die Liederlichen alle schlecht, und die Guten sind alle ernst. Tödernst, im Grunde ihres Herzens sind sie überhebliche Moralhüter, genau wie du. Ein kleines Land kann anscheinend nur Schriftsteller hervorbringen, die kaum oder bestenfalls mittelmäßig liederlich sind, doch nie echte, tapfere, gute liederliche Schriftsteller.

In manchen ehrgeizigen Augenblicken hatte ich mir heimlich immer schon gewünscht, ein richtiger, tapferer, guter, liederlicher Schriftsteller zu sein.

Ottos Mops klopft. Otto: Komm, Mops, komm! Ottos Mops kommt. Ottos Mops kotzt. Otto: Ogottogott. Worte Ernst Jandls, und Jandl schwebt mir auch jetzt als Memento vor, damit ich mich von der schönen Ernsthaftigkeit dieses Augenblicks nicht verführen lasse und den Mops mit seinem tragischen Schicksal nicht gegen die üblichen Analysen von bedeutenden europäischen Fragen eintausche.

Irgendwo auf halbem Weg zwischen Mops und Analyse mag die Keule liegen. Also die Keule. Wie interessant, das Schicksal der Wörter zu sehen, das wundersame Leben der Wörter. Wie

sehr sie ihre Vergangenheit mittragen, und wie uns das einschränkt, einschränkt und bereichert! Auf das Ewig Weibliche fällt uns sofort die entsprechende Fortsetzung ein, weil sie uns nicht nicht einfallen kann, sie zieht uns hinan, und bei Otto das Ogottogott, und zum Beispiel werden wir nie wieder ehrliche deutsche Arbeit sagen können, ohne dabei gleichzeitig zu hören: jüdische Geldmacherei. Wobei es durchaus ehrliche Arbeit gibt, die man deutsch nennen könnte.

Bei einer Friedenspreisrede stolpern wir sogar bei dem Wort Lammkeule. Klaus Trebes, der große Frankfurter Koch, empfiehlt: Eine Milchkeule hohl entbeinen, bis auf den Haxenknochen, dann eine Paste zubereiten aus Knoblauchzehen, Schalotten, Zitronenthymian, Pinienkernen, Weißbrotbrösel mit Olivenöl, natürlich Zitrone; einen Teil der Paste in den Hohlraum füllen, wo vorher der Knochen saß. Und dann: Die Keule in Form binden, würzen, etc. Also: Die Keule in Form binden!

Wovon ist hier die Rede? Ich lasse mich durch die Wörter vorantreiben. Eine Tante – bei so genannt großen Familien sind nicht Väter und Mütter entscheidend, sondern die zauberhaften Tanten und Onkel, die entfernten Neffen, Nichten und Cousins – eine solche entfernte, zauberhafte Tante sagte einmal: Ich lese keine Bücher, die man, die man zusammenfassen kann. Und ich, ich möchte keine solchen Bücher schreiben. Und keine solchen Reden halten. Die Wörter treiben mich voran.

Die Keule aber habe ich nicht nur aus Neugierde eingebracht, um zu sehen, wie das Wort hier und heute in der Paulskirche funktioniert (in jenem Dorf, wohin meine Familie 1951 zwangsausgesiedelt wurde, hielt man um diese Zeit am Vormittag die Große Messe, sie hieß szagosmise, Riechmesse, wie Riechfläschchen, wahrscheinlich wegen des Weihrauchs, es handelte sich um eine katholische Kirche, dort könnten so genannte Zivilisten keine Predigten halten wie hier, dort könnte das nur ein Priester, dann aber sehr lang) – das ist mein Beruf, ich setze die Wörter hin und her und schaue zu, was dann passiert -, also nicht nur deshalb, sondern weil mich diese Keule, diese Keulen-Angelegenheit auch persönlich berührt, mich als Ungarn, als Ost-Europäer, als Europäer. Und als Turnlehrer. Ich rede nicht aus der Aktualität heraus über die Deutschen, sondern weil, wer über Deutschland spricht, über Europa, wer über die deutsche Problematik, über die eigene spricht.

Wenn von der Nation und insbesondere von der nationalen Identität die Rede ist, stellen die Deutschen meist überaus ungarische Fragen. Die Keule erinnert mich daran, wie viele Fragen sich die Deutschen bereits gestellt haben, und zwar beispielhaft, und sie erinnert mich an die nicht gestellten Fragen.

Von jener Arbeit an der Sprache, auf die die Keule hinzielt, hat mein Land und haben die neuen Europa-Länder – da haben wir das wundersame Leben der Wörter: den Ausdruck »neue Länder« verwende ich hier nicht im Sinne der Rumsfeldschen Aussage – von jener Arbeit also haben diese Länder so gut wie nichts erledigt. Warum nicht? Halt so. Wir hatten keine Lust. Weder Lust, noch Kraft. Mit uns passiert irgendwie alles so schnell, zu schnell. Der Weltkrieg und eine Diktatur waren zu Ende, gleich darauf hat eine neue Diktatur begonnen. Als sie zu Ende war und wir hätten begreifen können, was es bedeutet, in einem freien, souveränen Staat zu leben, musste man bereits darüber nachdenken oder hätte darüber nachdenken sollen, was es bedeutet, auf einen Teil dieser Souveränität freiwillig zu verzichten. Wir schaffen es nicht, dem Leben mit unseren Gefühlen nachzukommen. Die Probleme, falls wir sie überhaupt beim Namen nennen können, kehren wir unter den Teppich, und gleich darauf weisen wir die Unterstellung zurück, etwas unter den Teppich gekehrt zu haben. Was für ein Teppich, wir haben ja gar keinen, behaupten wir, den haben die Kommunisten gestohlen. Die Kommunisten, das heißt, die anderen.

Und schon sind wir bei der uralten Frage angelangt: Wer ist ein Ungar, was ist ein Ungar – sprich: ein Deutscher.

Das deutsche Selbstmitleid ist differenzierter als das ungarische, es steckt mehr Arbeit dahinter, und die verbietet zum Beispiel, über sich selbst in einer nationalistischen oder rassistischen Sprache zu reden.

Kein Zufall, dass es für Vergangenheitsbewältigung im Ungarischen kein Wort gibt. Das Wort fehlt, weil die Tätigkeit fehlt, die Wörterbücher empfehlen umschreibende Begriffe. Das sollte ich, fällt mir gerade ein, vielleicht nicht kritisch hervorheben, denn womöglich geht es hier darum, dass die ungarische Sprache das, was die deutsche vergessen hat, noch weiß, dass man nämlich die Vergangenheit nicht bewältigen kann – daraus aber zieht die ungarische Sprache womöglich die falsche Folgerung, dass die

Vergangenheitsbewältigung als Arbeit, als europäische Pflichtarbeit, nicht möglich sei.

Niemand kann die *eigenen* Probleme *allein* lösen. Es ist unter anderem eine Konsequenz der bereits gestellten deutschen Fragen, dass wir unsererseits keine Fragen stellen, die sich auf uns beziehen, und unter anderem können die Deutschen wegen unseren nicht gestellten Fragen die noch fehlenden Fragen nicht stellen.

Die Deutschen haben die eigenen Vergehen beim Namen genannt, die eigenen Leiden haben sie nicht beim Namen genannt.

Die eigenen Missetaten durch die deutschen Missetaten zu verdecken, ist eine europäische Gewohnheit. Der Hass gegen die Deutschen ist Europas Fundament in der Nachkriegszeit.

Der nicht verarbeiteten, stumpfen ungarischen Nationalerinnerung – ein Wort wie Nationalgericht, Nationalgarde, Nationaleinkommen –, dieser Erinnerung gefällt es, sich ausschließlich und fortwährend als Opfer zu sehen (das ist ein allgemeiner osteuropäischer Reflex). Die deutsche Nationalerinnerung ist wesentlich weiter, sie nennt die eigene Verantwortung beim Namen. Da sie aber die Verantwortung anderer nicht nennen kann (sobald sie das versucht, wird sie auf hysterisches Misstrauen stoßen) und weil wir, die anderen, die eigene Verantwortung nicht benennen – wirft diese offensichtliche Ungerechtigkeit das deutsche Selbstmitleid an. Was vereint sein sollte, zerfällt in Selbsthass und Selbstmitleid, neben der Unwahrheit des Nur-Mörders steht die Unwahrheit des Nur-Opfers – und hinter diesen beiden Dingen das ungeklärte »wir«, die ungeklärte Nationalerinnerung. Dieses nicht Geklärte sehnt sich dann ebenfalls hysterisch nach einer »Normalität«.

Da es übrigens normale Länder nicht gibt, weil die Normen überall verraten wurden, überall gab es zum Beispiel »volle Boote«, ist die Sehnsucht nach Normalität nur der Wunsch, an der Amnesie, mit der andere Länder den eigenen Verrat behandeln, teilhaben zu dürfen; eine solche niederträchtige Großzügigkeit ist Deutschland wirklich untersagt, was wirklich diskriminierend ist.

Eine gesamteuropäische Übereinstimmung unseres Wissens über uns selbst als Mörder und Opfer ist noch nicht entstanden.

Um zu sehen, dass es einen *anderen*, der die Keule über unseren Köpfen schwingt, nicht gibt, müssen wir auf nichts als das Mitgefühl und das persönliche Erleiden bauen, das ist die Vor-

aussetzung; Mitgefühl und persönliches Erleiden – alle Hände sind unsere Hände, es gibt keine fremden Hände, folglich gibt es keine Keule.

Eine Übereinstimmung von unterschiedlichen Erfahrungen, vom unterschiedlichen Wissen, ist wirklich ungeheuer schwer. Das ist mir auch anhand des eigenen Lebens bekannt, und ich will nicht behaupten, dass ich das Übereinstimmen bereits hinter mir hätte.

Ohne Erinnerung gibt es keine Moral, habe ich in einem Roman gelesen. Aber ohne Vergessen gibt es keine Erinnerung. Wir können uns nur erinnern, wenn wir vergessen können. Manchmal können uns die paradoxen Funktionen der Literatur dabei helfen. Etwas kollektiv zu wissen und zur Kenntnis zu nehmen, macht das persönliche Vergessen möglich. Bücher erzählen Geschichten, damit man die eigene Geschichte nicht erzählen muss. Wenn man über etwas nicht länger reden will, sagt man im Ungarischen: Schleier darüber. Diese Wendung ist genauer als das deutsche Schwamm drüber, weil der Schleier das, was vorhanden ist, nicht wegwischt. Ein bisschen sehen wir das Verdeckte noch, aber nicht so unmittelbar, dass es weh tun könnte. Oder es tut weh, aber es geht nicht gleich um Wunden.

Ein Roman hat keine verbesserte Ausgabe, weil es sie nicht geben kann. Das Leben eines Menschen hat keine verbesserte Ausgabe, weil es sie nicht geben kann. Auch die Geschichte hat keine verbesserte Ausgabe. Daran zeigt sich meiner Ansicht nach – und das ist keine allzu tiefeschürfende Entdeckung – das Wunderbare des Lebens.

Über das Wunderbare und die Normalität habe ich in einem Roman Folgendes gelesen: »*Nach Auffassung meines Vaters ist das Leben: mit kleinen Einschränkungen wunderbar. Denn nach Auffassung meines Vaters ist in Auschwitz zu sterben: normal, natürlich, auf der Hand liegend. Der Mensch wird verschleppt getötet: das heißt dann, es ist alles in Ordnung, alles läuft nach Plan, wenn es einen Plan gibt, wenn es keinen Plan gibt, dann geht es unter Zustimmung aller vor sich (ab und an ein kleines Zögern). In Auschwitz nicht zu sterben ist nicht normal, nicht natürlich, also wundervoll. Das Wundervolle bezieht sich dabei nicht darauf, dass es von geringer Wahrscheinlichkeit ist, obwohl es von geringer Wahrscheinlichkeit ist. Der Grund dafür kann sein: ein Fehler, ein Zufall, das sogenannte Glück (Mazl) sowie die*



*unberechenbare Hysterie des richtungslosen Lebenswillens. Ebenfalls nicht normal, nicht natürlich, also wundervoll ist es: gar nicht nach Auschwitz zu kommen (also in Nicht-Auschwitz zu sterben oder nicht zu sterben). Das ist sehr häufig der Fall, deswegen ist es irreführend. Das Wundervolle der Welt ist: schwer. Womit ich nicht sagen will, sagte mein Vater, dass, wenn die Welt ohne Fehler normal wäre, es leichter, schwerer oder genauso wäre wie dieses Wundervolle.«*

Ottos Mops kotzt. Ogottogott. Also die Keule etwas abkühlen lassen, mit Eiweiß bestreichen etc.

Ich komme aus einem Land, sagte oder sagt oder würde Kornél Esti sagen, wo die Überheblichkeiten einer grobschlächtigen osteuropäischen Spaßgesellschaft und der drohende, kleinliche Bärenernst entleerter Traditionen unmittelbar nebeneinander existieren.

Mittlerweile hat sich vieles verändert, und verändert haben sich auch die Proportionen des Ernstes und des Unernstes. Die Diktatur ist zu Ende, zu Ende die zweipolige Welt, doch ist das alte Bild nach wie vor schön, es ist uns nach wie vor lieb, als Don Quijote lächerlich gegen die Windmühlen des Ernstes anzukämpfen. Das ist selbst dann noch ein schönes Bild, wenn wir inzwischen wie Sancho Panza aussehen. Als gäbe es nicht einmal mehr Windmühlen, mit einem Mal ist alles *funny* geworden. Alle lachen über alles, es ist *ungehörig*, auch nur irgend etwas ernst zu nehmen. Die Losung sagt ja: Alles geht. Nichts geht. (Diese symmetrische Satzstruktur ist auch auf Ungarisch sehr schön. Minden megy. Semmi megy. Nur bedeutet dieses *Nichts geht* gerade das Gegenteil, *azt már nem mondom, vagy csak ezen a titkos és cinkos nyelven, hogy te is hegy, én is hegy, nekem ugyan egyre megy\*\**. Ein Versfragment von Sándor Weöres.)

Alles über nichts – Kornél Esti zog den Hals ein, all-überall hörte er dieses neue Gelächter.

Das ist mein persönliches Problem, das ist das stilistische Problem, das ich Tag für Tag lösen muss, das Problem, das jeder einzelne Satz von mir enthalten muss. Er muss nicht nur mit dem leeren Ernst und dem gehaltvollen Unernst rechnen, sondern auch mit dem neuen vielfältigen Unernst. In dieser neuen Ordnung von Ernst und Unernst muss der Satz seinen Platz finden. Er muss aussprechen können, dass

doch nicht alles geht, und das muss er ohne den muffig anmaßenden Schulmeisterton sagen; er muss Ja und Nein sagen können, während man weiß, dass die wichtigen Wörter der Literatur eher das *Vielleicht* und das *Möglicherweise* sind, vielleicht.

Der Satz muss die Bequemlichkeit der falschen Freiheit und der falschen Ordnung vermeiden, ohne sich für einen Hüter der Wahrheit zu halten. (Die falsche, unechte Freiheit hatte den 11. September schon am nächsten Tag vergessen, die falsche, unechte Ordnung benutzt dieses Datum, um ihre alten, autoritären Pläne zu legitimieren. Aber vielleicht trifft das nur bei uns in Ungarn zu. Wir reden und reden darüber und haben den Tag vergessen.) Unser Leben geht weiter wie eh und je. Wie denn sonst?!

Es gibt viele Arten des Ernstseins: schön, hässlich, humorlos säuerlich oder gehoben, es gibt den feigen Ernst, der sich vor der Freiheit fürchtet, und es gibt den notwendigen Ernst, der gerade aus der Freiheit erwächst. Aber der Ernst ist keine Heimat für mich, das ist nicht der Ort, wo ich zu Hause bin, deshalb möchte ich weiterhin dem europäischen Unernst die Ehre erweisen.

Wenn ich auf einem Podest stehe, fällt mir automatisch Ernst Herbeck ein, der Geisteskranke und Dichter und sein Gedicht über die Einsamkeit:

*Die Einsamkeit ist ähnlich  
eine Versammlung und  
dann, wenn ein Herr eine  
Rede hält.*

*Sie soll interessant sein,  
um die Einsamkeit zu  
überwinden. Danke!*

Die Ernsthaftigkeit ist mir natürlich durch die Ernsthaftigkeit des Friedenspreises eingefallen. Durch den Friedenspreis der deutschen *Buchhändler*.

An Buchhändler kann ich nur romantisch denken. Mit Vorliebe nennen wir heute alles, was mit Büchern zusammenhängt, außergewöhnlich und heroisch. Und hoffnungslos. Es ist heroisch und hoffnungslos, Bücher zu schreiben, heroisch und hoffnungslos, Bücher herauszugeben. Und natürlich ist es heroisch und hoffnungslos, Bücher zu verkaufen; so ist es wirklich, trotzdem repräsentiert der gute Buchhändler diesen wirklichen Heroismus als etwas *Natürliches*. Das heißt, er verfolgt keine



Kulturmission, sondern verrichtet seine Arbeit wie jemand, der seinen Beruf liebt und versteht. Der Alltag als Festtag – das ist mein romantisches Bild von diesem Beruf. (Wie viele, viele kleine Buchhandlungen heutzutage schließen müssen, soll mir jetzt ja nicht einfallen und dass... lassen wir das: heroisch und hoffnungslos.)

Und dann möchte ich von hier, »vom Ort des Wortes« aus, allen Buchhändlern danken, allen Buchhändlern der Welt, vom Nordpol bis zum Südpol plus Hódmezővásárhely – schweren Herzens sogar denen, die noch kein einziges Buch von mir verkauft haben. Was ich natürlich zutiefst missbillige und beileibe nicht nachahmenswert finde.

Als vor mehr als einem halben Jahrhundert deutsche Frauen und Männer diesen Preis gegründet haben, wusste noch jeder genau, was Frieden und was Krieg ist. Man musste nicht nachdenken, musste keine Wettbewerbe ausschreiben, um geistreiche Definitionen zu erhalten, man musste nicht bequem darüber spekulieren, ob denn das Fehlen des Friedens wohl friedensförmig sei oder eher kriegsförmig und dass wohl das Fehlen des Krieges sicher nicht friedensförmig sei, das alles brauchte man nicht, es reichte, dass sich Körper und Poren erinnerten. Manchmal ist der Körper weiser als der Kopf. (Oder gehört auch der Kopf zum Körper?)

Das Entsetzen des Krieges kenne ich nicht, ich kenne nur das Entsetzen des Friedens. Ich bin ein Kind des Friedens, ein Nachkriegsmensch, der noch nie etwas aktiv für den Frieden getan hat. Der von Zeit zu Zeit, was auch eine Frage des Glücks ist, über die Diktatur lachte. In besonders glücklichen Augenblicken auch über sich selbst. Ich wurde 1950 geboren, quasi post festum. Und wenn ich, sagen wir einmal, davon, wie die Welt 1945 aussah und was damals Deutschland bedeutete, ein Bild haben möchte, wenn ich wissen möchte, wie sich damals die Mischung aus Chaos, Hoffnungslosigkeit und Leichengestank ausnahm, wie das freudlos kalte Entsetzen des Überlebens aussah, ein Bild, aus dem die Natur des Krieges zu entziffern wäre, das Gefühl, fremd und schuldig zu sein, – dann würde ich mich für einen Autor entscheiden, der sicher keinen Friedenspreis bekommen könnte: für Louis-Ferdinand Céline. Was für ein beschissener Mensch, was für ein großer Schriftsteller!

Céline könnte uns auch daran erinnern, dass die Literatur kein Friedensstifter ist, beziehungsweise dass man die Literatur nicht einfach unmittelbar benutzen kann – obwohl man ständig in Versuchung ist, sie für das Schöne und Gute zu benutzen und sie sich als eine Brücke zwischen den Völkern und Kulturen vorzustellen, als würden zwei Völker, die auf den Bücherregalen dieselben Bücher haben, einander nicht umbringen. Und als sei der, der liest, ein guter Mensch. (Ganz zu schweigen von dem, der schreibt.)

Aber die Sprache der Literatur ist nicht die der Verständigung, sondern die des Schöpferischen. Aus nichts etwas machen – das ist nichts für Gentlemen. Die Literatur ist kein Haustier, sie ist nicht gezähmt, theoretisch zumindest nicht. Die Literatur ist nicht für Literaturpreise geschaffen. Die Literatur gehört nicht zur Rechtmäßigkeit, nicht zur Toleranz, sondern zur Leidenschaft und zur Liebe. Mit der Liebe aber wird man keine Gesellschaften bilden, dafür ist sie nicht zuverlässig genug. Die Literatur ist kein Botschafter des Friedens; sollte der Botschafter überhaupt jemandem gehören, dann der Freiheit. Die Freiheit aber will mal den Frieden, mal den Krieg.

Ich hätte gerne auch das Kuttelgulasch in dieser Rede auftreten lassen, dafür bleibt jetzt keine Zeit mehr, ein bißchen über den Eintritt in die EU wäre auch recht gewesen, und das Wort *möge* hätte eine größere Rolle spielen sollen. Ich bin einfach glücklich, wenn in einem deutschen Text einmal *möge* auftaucht.

Die Liste der Friedenspreisträger hat mich im ersten Augenblick umgeworfen. Ich habe sie aus einem falschen Blickwinkel gesehen. Bei dieser Liste geht es nicht um Eitelkeiten, es geht nicht darum, wer sich auf der Liste befindet und wer nicht. Diese Liste sagt vor allem, dass es diese Liste gibt, und sie ist nicht einfach eine Bestsellerliste, sondern eine allgemeine Übereinkunft, also eine Tradition. Das alles ist immer weniger selbstverständlich.

Diese Liste belegt zwar nicht unmittelbar das Vorhandensein und die Beständigkeit eines nicht näher bestimmten Geistes, aber sie erinnert betont und glaubwürdig an diesen Geist, in dessen Mittelpunkt das Buch steht. Nebenbei bemerkt habe ich mich typisch europäisch geirrt, denn zunächst wollte ich schreiben: den europäischen Geist. Das war sicher kein Zufall, ich sehe nicht recht über Europa hinaus. Ein Selbstlob ist das nicht. Selbstkritisch ist es aber

auch nicht gemeint. Und dieses Erinnern macht das Schreiben möglich. Auf die Schnelle könnte ich kaum erklären, warum ich schreibe, Sándor Petöfi und Sartre kannten in dieser Hinsicht bessere Antworten – aber es ist dieses Erinnern, das das Schreiben ermöglicht.

Mein Dank bezieht sich auf diesen Hintergrund, daher ist mein Dank nicht einfach höflich. (Wobei die Höflichkeit nicht zu unterschätzen ist.) Dieser Ernst ist für mich also ein fröhlicher Ernst, keine bedrückende Erbschaft, an der man sich lächerlich und bedauernswert messen müsste, dieser Ernst bedeutet eine Chance, eine Möglichkeit und Zeit, time, wie es bei Mick Jagger so schön heißt: time is on my side. (Yesitis, Yesitis.)

Jetzt, angesichts des Ortes, an dem wir uns befinden und angesichts der Zeit: Sonntagmittag, kann ich sagen, dass sich die Riechmesse ihrem Ende nähert, daher: Gehet in Frieden – spreis. Also sprach Kornél Esti.

Ich – was das auch immer bedeuten mag – danke

für Ihre Aufmerksamkeit.

*Aus dem Ungarischen: Zsuzsanna Gahse*

Die mit Sternchen versehenen Sätze wurden ungarisch gesprochen, unter anderem, weil sie praktisch unübersetzbar sind. Die annähernde Übersetzung:

\* kleines Land, Großbotschafter

\*\* Alles geht. Nichts geht. Aber dann will ich nicht auch noch sagen oder höchstens in dieser Gaunersprache: du auch Berg, ich auch Berg, obwohl mir das einerlei ist.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an [m.schult@boev.de](mailto:m.schult@boev.de).

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für einen kurzen Mitteilung dankbar.